

Der Sozialdemokrat

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie

Nr. 12.

Sonntag, 20. März.

1881.

Preis an die Korrespondenten und Abonnenten des „Sozialdemokrat“.

Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, bezw. verfolgt wird, und die vorliegenden Ausgaben sich alle Mühe geben, unter Verbindungen nach fremden Ländern möglichst zu erscheinen, resp. Briefe von dort an uns und unsere Zeitungs- und sonstigen Sendungen nach dort abzugeben, so ist die hiesige Korrespondenz im Besonderen notwendig und darf keine Rücksichtnahme darauf werden, die Briefmarken über den wahren Absender und Empfänger, sowie den Inhalt der Sendungen zu täuschen, und letztere dadurch zu schädigen. Haupterforderniß ist hierzu einerseits, daß unsere Freunde so leisten

als möglich an den „Sozialdemokrat“, resp. dessen Verlag selbst adressieren, (sowohl sich möglichst an irgend eine unverdächtige Adresse außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber, daß auch nach möglichst unbedenkliche Zustellungsadressen mitgeteilt werden. In zweifelhaften Fällen empfiehlt sich behufs größter Sicherheit Reformanweisung. Sobald es uns liegt, werden wir gewiß weder Mühe noch Kosten scheuen, um auch aller entgegenstehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

Abonnements

werden nur beim Verlag und dessen bekannter Agenten entgegengenommen und zwar zum voraus zahlbaren Vierteljahrespreis von: Br. 2. — für die Schweiz (Kontingenz); Br. 3. — für Deutschland (Kontingenz); Br. 1. 70 für Oesterreich (Kontingenz); Br. 2. 50 für alle übrigen Länder des Weltverkehrs (Kontingenz).

Inserate

Die dreizehntägige Beilage 25 Gr. — 20 Wfg.

Parteigenossen! Vergeßt der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

Der Kaiser von — China.

Mein Vater war ein trockner Lapp,
Ein nüchternen Trunkmünder;
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiser.

Das ist ein Haubertvank! Ich hab's
Entdeckt in meinem Gemüthe:
Sobald ich getrunken meinen Schnaps,
Steht China ganz in Blüthe.

Allüberall ist Ueberfluß,
Und es gesunden die Kranken;
Rein Hofweilweiser Konfusius
Bekümmert die krassten Gedanken.

Der Pumpernickel des Soldats
Wird Mandelstücken — O Freude!
Und alle Pumpen meines Staats
Spazieren in Sammt und Seide.

Die Mandarinenritterschaft,
Die invaliden Köpfe,
Gewinnen wieder Jugendkraft
Und schütteln ihre Köpfe.

Die große Pagode, Symbol und Hort
Des Glaubens, ist fertig geworden;
Die letzten Juden taufen sich dort
Und kriegen den Drachen-Orden.

Es schwebet der Geist der Revolution
Und es ruhen die edelsten Mantschu:
Wir wollen keine Konstitution,
Wir wollen den Stod, den Konfuku!

Wohl haben die Schüler Kestulap's
Das Trinken mir widerstanden,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Begehn meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps und noch einen Schnaps
Das schmeckt wie lauter Rausch!
Rein Volk ist glücklich, hat's auch den Raps,
Und jubelt: Hojanna!

S. Heine.

Zum 22. März.

Die in der vorigen Nummer des „Sozialdemokrat“ bereits gedruckte Schweiswedeler der „Zürcher Freitagszeitung“, bei deren Lektüre jedem Republikaner die Röthe der Scham ins Gesicht steigen sollte, ist ein deutliches Zeichen dafür, auf wie wenig Widerstand in gewissen Kreisen der Versuch stößen würde, die republikanische Schweiz der Segnungen der Monarchie theilhaftig werden zu lassen.

Derartigen Tendenzen entgegenzuwirken, ist Pflicht eines Jeden, dem es um das Wohl des Volkes, um seine wohlverordneten und treu bewahrten Rechte ernst ist.

Wir erfüllen diese Pflicht sicherlich am besten, wenn wir der gedanken- und gewissenlosen Beherrschung der Hohenzollern-dynastie gegenüber die Frage aufwerfen, ob das deutsche Volk denn wirklich Grund habe, auf seinen Kaiser Wilhelm gar so stolz zu sein. Ob es glücklich ist unter dem „wachsenden und erhaltenden Krone“ des Heldengreises, das mag der begeisterte Redakteur der „Freitagszeitung“ die von Woche zu Woche sich vermehrende Zahl der deutschen Auswanderer fragen. Vielleicht verlassen sie ihre Heimath nur abwechslungsreicher.

Am 22. März feiert Wilhelm I. seinen 85. Geburtstag. Wenn die servile deutsche Presse an diesem Tage Jubelhymnen anstimmt, so mag sie das mit ihren Lesern abmachen, wir aber wollen die Ehre der republikanischen Presse dadurch retten, daß wir gerade anläßlich dieses Tages einige Thatsachen aus dem Leben Wilhelm I. anführen, die von den servilen Biographen sorgfältig verschwiegen werden, deren Kenntniß aber zur richtigen Werthschätzung dieses Mustermonarchen unerlässlich sind. Das Gedächtniß des Volkes ist leider so kurz, daß Vieles der Vergessenheit anheimfällt, was bei Beurtheilung Wilhelm I. fort und fort in treuem Gedächtniß bewahrt werden sollte.

Wilhelm I. wird von aller Welt als ein leuchtendes Beispiel edler Gesinnung, ritterlicher Tugend und sittlicher Kraft verehrt. Schon in frühesten Jugend, heißt es, machten sich diese Eigenschaften bei dem jungen Prinzen bemerkbar.

Zeugniß dafür legt nachstehende Anfangs der zwanziger Jahre begangene Heldenthat ab. Eine Berliner Predigerin hatte die Anträge des minnebedürftigen Jünglings mit Entrüstung zurückgewiesen. Da fährt derselbe eines Tages im leichten offenen Wagen, selbst die stolzen Pferde lenkend, die Linden entlang, sieht das Mädchen auf dem Bürgersteige ihm entgegenkommen — flugs läßt er die Peitsche durch den Kolb schleifen und schlägt sie dann — wie ritterlich! — der Jungfrau lachend ins Gesicht.

Die Berliner Bürger knirschten, sie hatten für echte Ritterlichkeit keinen Sinn, die edlen Herren aber lachten ob des gelungenen Späßes.

Folgt dann die berühmte Szene auf dem bürgerlichen Maskenball im Hofjäger-Etablissement am Thiergarten in Berlin. Drei Söhne Friedrich Wilhelm III., Fritz, Wilhelm und Karl, erschienen ungeladen auf diesem Ball, schickten die aufstufsführenden Gensdarmen fort und verübten darauf so schamlose Unflätigkeiten, daß sich endlich auch das Selbstgefühl des so unterthänigen deutschen Philisters zu regen begann und die edlen Herren der näheren Bekanntheit mit dem kräftigen Häuften einfacher Handwerker nur durch das Einschreiten eines hohen Beamten entgingen.

Ein preussischer Offizier, Friedrich von Sallet, sang darüber in edlem Jorne:

„Was in schänden Unzucht-Gruben
Kaum getraut ein Wüstling sich —
Alle höchste Lotteribuben
Wagten solches öffentlich!

Kann für Sitt' und Frauenzehr
Ein verschlagenes Schäbellein —
Wenn es noch so vornehm wäre —
Ein zu hoher Preis wohl sein?“

Fritz hatte aus triftigem Grunde kein allzugroßes Gefallen an so un-schuldigen Affären, desto mehr aber leisteten Wilhelm und Karl in dieser Beziehung.

Die persönliche Liebeshäufigkeit des Prinzen Wilhelm zeigte sich aber erst in ihrer vollsten Entwicklung, als derselbe in das reifere Mannesalter eintrat. Einen schönen Zug, der leider auch nicht in die Biographien übergegangen ist, erzählt in dieser Beziehung der Freund Göthe's, Barnhagen v. Ense, in seinen Denkwürdigkeiten.

Es war im Jahre 1841, als auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin ein fremder Kaufmann an dem Prinzen Wilhelm vorüberging, ohne ihn zu grüßen. Da fürzte der Prinz auf ihn los, packte ihn, würgte ihn am Halse, stieß ihn mit der Faust ins Gesicht, und nur mit Mühe gelang es einem der herbeieilenden Polizisten, den Unglücklichen vor weiteren — Liebkosungen zu schützen.

Ein schönes Vorrecht höherstehender Personen ist die Pflege und Förderung der Kunst. Wilhelm I. macht in dieser Beziehung keine Ausnahme, und war es namentlich die darstellende Kunst, für die er stets lebhaftes Interesse zeigte. Sehr schmerzvoll soll ihn zum Beispiel der frühzeitige Tod der schönen Jda Pellet berührt haben. Die näheren Umstände, unter denen sich das tragische Schicksal dieser hochtalentirten Künstlerin vollzog, sind wenig bekannt. Jda Pellet, Mitglied des königl. Schauspielhauses zu Berlin, war mit dem Polizeiaffessor von Pannewitz verlobt, ließ sich aber von Herrn von Hülßen — die Verdienste dieses, durch allerhöchste Protektion zum Generalintendanten der königlichen Schauspiele avancirten Gardelieutenants um die Kunst hindert — verheirathen, einer hohen Persönlichkeit in einem nur den „feinsten“ Herrschaften zur Verfügung stehenden apparat gelegenen Salon bei Ewest ein Rendezvous zu geben. Ewest ist eine Delikatessenhandlung in der Behrenstraße, unweit der hinteren Front des königlichen Schlosses.

Es ist nie bekannt geworden, durch wen Herr von Pannewitz Nachricht von der Sache erhielt; genug, er erfuhr von dem Zusammentreffen. Verzweifelt drang er vom Hof aus in den Salon ein, fürzte auf den vornehmen Verführer los und schlug ihn ins Gesicht — dann aber trat er plötzlich bestürzt zurück, während der Andere mit den wüthenden Worten: „Das werde ich ihm gedenken, Pannewitz!“ sich schnell entfernte. — Jda Pellet reiste unmittelbar nach diesem Vorfall nach Dresden, wo sie plötzlich an Gift starb. Offiziell wurde verbreitet, sie sei an den Pocken gestorben und deshalb so schnell beerdigt worden. Herr von Pannewitz' Leiche fand man mit zerstücktem Schädel in Prag!

König Wilhelm, der gerade an einem durch einen unglücklichen Fall verursachten blauen Auge litt, — acht Tage lang war er für keinen Minister zu sprechen, — wurde durch die Nachricht von dem Tode des Brautpaars, wie gesagt, aufs Schmerzlichste berührt. Seit jener Zeit aber widmete er seine hohe Protektion ausschließlich der Choreographie, vulgo Ballet. Und hunderte von Ballettufen können für die eheliche Treue des hohen Herrn den Beweis der Wahrheit antreten.

Besonders erhehend für Wilhelm I. müssen seine Erinnerungen aus dem Jahre 1848 sein.

„Als vor dem Schloß“, erzählt Barnhagen, „durch die hervorstürmenden Soldaten die ersten Gefangenen in den Schloßhof gebracht wurden, meist armselige Leute, Krüppel, die nicht schnell genug hatten fliehen können, schwächliche Alte und unweife Jungen, die darauf in die Schloßkeller gebracht und arg behan-

delt wurden, da trat der Prinz von Preußen (Wilhelm) hervor und rebete die Soldaten heftig an: „Grenadiere! Warum habt ihr die Hände nicht auf der Stelle niedergemacht?“ Der Major X stand dabei und hörte es, auch der General, Fürst X.“ (Barnhagen von Ense, Tagebücher. Leipzig, Brockhaus, Bd. III. S. 298.)

„In der Nacht vom 18. auf den 19. März trat ein angesehener Mann hervor und bat den König scheinlich, er möchte doch Befehl geben, daß der furchtbare Kampf aufhöre, daß die Truppen das Feuer einstellen. Der König lag auf den Arm gestützt und schweig. Da trat der Prinz von Preußen heran und rief: „Rein, das soll nicht geschehen, nimmermehr! Eher soll Berlin mit allen seinen Einwohnern zu Grunde gehen! Wir müssen die Aufrührer mit Karätschen zusammen-schießen.“ Der König blieb auf den Arm gestützt und schweig. (Aus sehr zuverlässiger Quelle.)“ (Ibidem, Bd. 3. S. 310.)

Kaum aber hatte sich gezeigt, daß die Bewegung so tief im Volk wurzelte, daß die Truppen auf die Dauer die Erhebung nicht niederhalten vermochten, da schneider sich der Prinz, um sich der Liebe des Volkes zu entziehen, den Schnurrbart ab und läßt sich bei Nacht und Nebel v dem Fuhrwerksbesitzer Friedländer nach Spandau fahren, wo er sich von Bredow nennt und von wo er von verkleideten Offizieren in einem Segelboot nach der Pfaueninsel bei Potsdam geschafft wird. Dort hält er sich drei Tage lang bei dem Hofgärtner Fintelmann versteckt, um dann „in diplomatischer Mission“ via Hamburg nach London zu reisen. Beim Pferdewechsel in Pteleberg wird der Koffer mit den Buchstaben P. v. P. sichtbar, ein Bürger glaubt einen guten Witz zu machen und sagt, ohne eine Ahnung von der Sache zu haben, „das heißt ja Prinz von Preußen“ — flugs springt unser Held aus dem Wagen und läuft, was ihn die Beine tragen, bis zum nächsten Dorf, Quinhov, gibt sich dort dem Pfarrer zu erkennen und wird von demselben zu Wagen über die mecklenburgische Grenze geschafft.

Die diplomatische Mission in London ist den Lesern des „Sozialdem.“ bekannt. Der heimlich nach London transportirte preussische Staatsschatz wurde auf den Namen der Hohenzollern bei der Bank von England deponirt. Die preussische Staatskasse hat nie wieder etwas von diesen Millionen zu sehen bekommen. Ich liebe das Zurückzahlen nicht, sagt Sir John Hallstaff, es ist doppelte Arbeit.

„Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen,
Komme doch, komme doch nach Berlin!
Woll'n auch Steine nach dir schleichen
Und die Mühe nicht abziehen.“

So fangen in jenen Tagen die lustigen Berliner!

Bekannt ist, wie der Karätschenprinz 1849 in Baden gehaust hat, wie den gefangenen Russländern die Kapitulationsbedingungen gebrochen, wie Dortu, Trübschler und hunderte der besten Männer ermordet wurden! —

„Die Welt soll wissen, daß Preußen unter meiner Regierung überall das Recht zu schützen bereit ist.“ Mit diesem stolzen Wort übernahm Wilhelm die Regierung.

Dem meineidigen Kurfürsten von Hessen, der verfassungswidrig regierte, wurde durch einen einfachen Feldjäger ein Schreiben zugefertigt und ihm zu Gemüthe geführt, daß es Ehrenpflicht eines deutschen Fürsten sei, die beschworene Verfassung treu zu halten; dem Dänenkönig wurde der Krieg erklärt, weil er die Schleswig-Holsteinische Verfassung gebrochen hatte!

Als aber der Versucher an ihn herantrat, als, wie es in der Bibel heißt: „Satan ihn auf einen hohen Berg führte und zeigte ihm viele Reiche im schönen Deutschland und sprach zu ihm: Das Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest“ — da vergaß Wilhelm sein stolzes Wort, fiel auf die Kniee und betete an!

Es geht nichts über einen festen Charakter!

Schon Wilhelm III. meinte, wenn er über seine Söhne sprach: Fritz, der spätere Friedrich Wilhelm IV., habe Geist aber keinen Charakter, Karl habe Charakter aber keinen Geist und Wilhelm habe weder Geist noch Charakter.

Auf seine, Wilhelms, Veranlassung ließ der deutsche Adel dem verzagten König von Neapel einen silbernen Ehrenschild überreichen, um seine Sympathie für die Legitimität, seinen Abscheu vor dem „Kronenträuber“ Viktor Emanuel zu bezeugen!

Dem König von Hannover aber hat man keinen Ehrenschild geschenkt, und das Wort „Kronenträuber“ darf in Deutschland nicht mehr ausgesprochen werden! —

„Treue gegen Treue!“ — lautet der Wahlpruch König Wilhelms. Er ist Soldat und nur Soldat. Deshalb gilt ihm der Fahneneid als das höchste und heiligste auf Erden! Die gefangenen österreichischen Soldaten aber hat er 1866 zum Bruch des Fahnenrides verführen lassen, hat sie unter den Befehl

des Hochverräthers Klapka gestellt, um ihrem legitimen Herrscher im Wege der gewaltsamen Revolution den Stoß ins Herz zu geben!

Ich führe keinen Krieg gegen das französische Volk, sagte König Wilhelm 1870 in seiner Proklamation, als er in Frankreich einrückte, und trotzdem Napoleon bei Sedan gefangen genommen worden war, trotzdem die französische Nationalregierung sich zu jeder Kriegsentfärbung bereit erklärte, setzte er den Krieg fort — gegen das französische Volk —

Ich werde der kirchlichen Heuchelei nach Kräften entgegenwirken, sagte König Wilhelm bei seinem Regierungsantritt — heute ist er der Hort der protestantischen Orthodoxen, der schlimmsten unter allen Jesuiten.

Aber er weiß auch, warum!
Wehe, wenn das Volk, dem Allerhöchsten Beispiel folgend, den Eidswur nur dazu gut hält, im passenden Momente gebrochen zu werden. Und die Gefahr lag und liegt in Deutschland sehr nahe.

Darum muß vor Allem dem Volk die Religion erhalten werden. Und Wilhelm I. läßt keine Gelegenheit vorübergehen, selbst inbrünstig zu Gott dem Allmächtigen zu flehen.

Es ist indeß nicht ganz unmöglich, daß es dem am Rande des Grabes stehenden Manne ernst ist.

Sonderbar aber muß sich sein Gebet auf jeden Fall ausnehmen.

Wie betete doch gleich Franz Moor?
„Höre mich beten, Gott im Himmel! — — — Ich bin kein gemeiner Mörder gewesen, mein Herrgott — ich bin kein elender Dieb gewesen, mein Herrgott! Ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott!“

Es ist übrigens lediglich Privatsache, wie sich Kaiser Wilhelm mit seinem Herrgott abfindet, wie aber das Volk eines Tages über ihn urtheilen wird, das ist doch eine ganz andere Frage.

Wilhelm I. hat, ob selbstständig, ob durch Bismarck verführt, ist gleichgültig, die Aera der Kriege aufs neue in Europa eingeführt. Er trägt die Hauptschuld an dem rapiden Anwachsen der Militärlasten, nicht bloß des deutschen Volkes, sondern aller europäischen Völker, er hat nicht nur den Wohlstand seines Volkes, sondern den aller europäischen Völker untergraben, seine Schuld ist es, daß die Existenz der freien Schweiz bedroht ist, wie es seine Schuld ist, daß die Kriegsfurie in jedem Augenblick über Europa herzufallen droht!

Und wenn heute seinem Volke der Mund geknebelt ist, so halten wir, die Söhne der freien Schweiz, es doppelt für unsere Pflicht, den vor jenem Mann kriechenden Schweifwedlern mit aller Energie entgegenzutreten, der schematisch betriebenen Verherrlichung des Hohenzollernhauses die geschichtliche Wahrheit entgegenzuhalten.

Der edle Johann Jacoby rief einst Friedrich Wilhelm IV. zu: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!“ Heute aber muß es heißen: Und das ist das Unglück der Völker, daß sie sich nicht einmal getrauen, den Königen die Wahrheit zu sagen.

A. H.

Das Ende Alexander des Zweiten.

Also bis in den März hinein war seine Herrschaft zu schauen;
Doch — auch in Rußland kommt der Letzt, und auch der Rewa Blöde thauen!

Ihr aber wollt verschlungen sein! —
Freiligrath, Der Eispalast.

Stüffi: Sieh, wie er bleich wird. — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

Armgarb: Seht Kinder, wie ein Wütherich
verschleht!

Schiller, Wilhelm Tell.

Gottes Wille ist geschehen — mit diesem Satze leitet der russische „Regierungsbote“ die Nachricht von dem Ableben Alexander II. ein.

Wir sind ungläubig, wir vernehmen es nicht, und bis zu solcher Höhe des gottgegebenen Fatalismus emporzuschwingen, wohl aber empfinden wir beim Lesen der obigen Worte ein Gefühl innerer Bewegung.

Feuilleton.

Das Hohenzollernideal.

Das Vorbild, welches jedem Mitgliede des Hohenzollernhauses vor-schwebt, in dessen Berehrung es erzogen wird und dessen Prinzipien es getreulich nachlebt, ist bekanntlich Friedrich II., der sogenannte Große. Wenn man den deutschen Geschichtsschreibern glauben dürfte, war dieser „gekürzte Philosoph“ der größte und beste aller Menschen, dessen Vorbild und Beispiel allem hinreichen muß, jeden Hohenzoller zur Volksbeglückung besonders geeignet zu machen.

Wir wollen diesen übertriebenen Kultusbeteilen, diesem servilen Schweifwedeln nicht Worte der Entrüstung entgegensetzen, sondern die Erzählung nackter Thatsachen, — ohne böswillige Verdrehung, aber auch ohne Beschönigung. Aus diesen Thatsachen möge Jeder selbst den Schluß ziehen, wie es mit der Moral des Urhain- und Vorbildes Wilhelms, des Mannes der Tugend und frommen Sitze, bestellt war.

Hören wir zuerst einige Thatsachen aus dem Privatleben des „großen Königs“.

Friedrich wurde bekanntlich von seinem Vater erbärmlich behandelt, und als er in Folge dessen einen Selbstversuch machte, auf die Festung Küstrin gebracht und dort gleich einem gemeinen Verbrecher behandelt.

Nur der Rachsucht seines Kerkerverwalters, der menschlicher war als sein Vater, hatte er es zu verdanken, daß er sich von Zeit zu Zeit nach einem Schlosse in der Nachbarschaft, dem Wohnort der sehr lebenswürdigen Familie eines armen Landbesitzers, Namens Wrecho, begeben konnte, welche alles aufbot, ihn zu erheitern. Der Baron, obgleich in den wichtigsten Verhältnissen lebend und mit einer zahlreichen Familie besetzt, ging so weit, durch die äußersten Einschränkungen Geldsummen bis zur Höhe von 6000 Reichthalern aufzubringen, um damit den gelangenden, aller Mittel entblöhten Prinzen zu unterstützen.

Und was that dieser, als er König geworden war? Er versicherte ihm unbedeutend gewordenen Familie nicht nur in Ungnade, sondern zahlte ihr auch nicht einmal einen Pfennig von dem Gelde zurück, das sie sich, um ihm seine Tage zu erleichtern, vom Knecht abgedorbt hatte! Er verschlang sich hinter dem samosen preussischen Gesetze, welches alle Schulden, die von Prinzen von Geburt kontrahirt werden, für null und nichtig erklärt. Seine Vertheidiger nennen das die Grundlage der „glänzenden preussischen Finanzpolitik“.

Auch sonst zeigte Friedrich, daß seine maßlose Eitelkeit jedes Gefühl der Dankbarkeit in ihm erstickte. Die Schlacht bei Mollwitz, die erste, welche Friedrich mitmachte, und aus der er, sie verloren gehend, entließ, wurde nur durch des Marschalls Schwerin Gehilf gewonnen. Dief war Ursache genug, dem General besonders freundlich

Gottes Wille! —

Wenn es Gottes Wille war, daß der „Selbstherrscher aller Reußen“ gewaltsam vom Leben zum Tode befördert werde, nun so muß dieser Gott sicher einen bestimmten Zweck dabei im Auge gehabt haben. Wägen die, welche jenen Satz niedergeschrieben haben, sich aus der Alternative, ob ihr Gott ein Strafgericht halten, oder ein warnendes Exempel statuiren wollte, selbst herausfinden.

Gottes Wille! — Nun, wenn das der Fall, so sollte man die Werkzeuge, deren Gott sich bedient hat, preisen und feiern, anstatt sie zu verfolgen, sie zu mißhandeln, sie hinzurichten.

Wir sind ungläubig, wir sehen nicht Gottes-, sondern nur Menschenhand in dem „Attentat“ vom 13. März. Aber dieses „Attentat“ heißt für uns nicht die Ermordung, sondern die Hinrichtung Alexander II. Der Tod des russischen Tyrannen ist für uns zugleich Strafgericht und warnendes Exempel.

Strafgericht? Jawohl, Alexander II., von seinen Schmeichlern der Befreier genannt, in Wahrheit aber der Unterdrücker, ist längst zum Tode verurtheilt worden. Mag die gesammte europäische Reaktion heuchlerisch darüber zittern, noch nie war ein Todesurtheil so gerechtfertigt als dieses. In freventlichem Uebermuth hat Alexander II. sich vermessert, nicht nur über den Leib, sondern auch über den Geist von Millionen und Abermillionen Menschen bestimmen zu wollen.

Keines der ihm zur Verfügung stehenden ungeheuerlichen Machtmittel hat er unbenutzt gelassen, um den in seinem Volke vorwärtsstrebenden Geist gewaltsam zu unterdrücken. An Leib und Seele gebrochen, schmachtet heute im entlegenen Osten Sibiriens der edle Deutscher Tschernischewsky, im Jahre 1864 zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt wegen aufrührerischer Propaganda, begangen in seinen Schriften, d. h. in Veröffentlichungen, welche die Zensur bereits passirt hatten und in einem ihm schließlich untersagten Entwurf einer Proklamation. Die zehn Jahre sind vorüber, aber der „milde“ Czar gab den bleichen Mann mit der hohen Stirn nicht frei, sondern ließ ihn immer weiter nach Osten transportieren, in Ortshäusern, deren Bewohner die russische Sprache nicht verstehen, deren Klima dem Europäer sichern Tod bereitet. Und heute ist Tschernischewsky für die Wissenschaft bereits todt, mag er vielleicht noch einige Jahre fortvegetiren.

Und das Schicksal Tschernischewsky's zeigt an einem Beispiel, was die Regierung Alexander II. an Tausenden und Abertausenden verübt. Mit den drakonischen Strafen belegt man die friedliche Propaganda der Ideen; man umgibt die andächtige Jugend mit Spionen, die „gefährlichen“ Elemente mit Agenten provokatorisch. Wenn die Verbreitung einer verbottenen Schrift schwerer bestraft wird, als der infauste Betrug im bürgerlichen Leben, ist es da nicht ganz natürlich, daß sich der Begehren und Verfolgungen eine bittere Verzweiflung bemächtigt, daß sie sich zunächst an den Verächtern in ihrer nächsten Umgebung, allmählig aber direkt an deren Auftraggebern zu rächen suchen.“ Und mit ausgefuchtem Raffinement trieb Alexander II. die vorgeschrittenen Elemente Rußlands zu immer verzweifelteren Maßnahmen, um die geistige Knechtung desto rücksichtsloser ausüben zu können, bis es schließlich dahin gekommen ist, daß man einen Menschen, den neunzehnjährigen Kosowski, auf den bloßen Verdacht der Verbreitung eines Flugblattes hin aufhängte.

Unzählige Male wurde Alexander gewarnt, er hörte nicht, immer drakonischer wurden seine Maßregeln, immer zynischer trat er die Menschenrechte in den Roth — bis das Maß voll war.

Das Urtheil ist längst gefällt — am 13. März ist es nach mehreren mißglückten Versuchen endlich vollstreckt worden.

Wir haben keinen Grund, mit unserer Stimmung hinter dem Berge zu halten. Leidenschaftliche Gegner der Todesstrafe, haben wir die Kunde von der Hinrichtung Alexander II. mit innerster Beleidigung vernommen. Denn für Fürsten, die sich von „Gottes Gnade“ nennen, die sich außerhalb der bürgerlichen Gesetze stellen, deren Regierung außer jeder Verantwortung sich befindet, in deren Staaten schon die Forderung nach Press- und Versammlungsfreiheit als Verbrechen bestraft wird, gibt es keine andere Strafe als die Todesstrafe. Ihr stellt Euch höher als die übrige Menschheit, nun so müßt Ihr es Euch gefallen lassen, mit andern Maß gemessen, mit andern Mitteln bekämpft zu werden. Alexander II. Tod ist aber nicht nur ein Strafgericht, sondern auch ein warnendes Exempel. Drakonische Maßregeln gegen eine auf-

*) Es ist vielleicht nicht unpassend, bei dieser Gelegenheit die Proklamation wieder abzufragen, welche nach der Hinrichtung Mesenzow am 16. August 1878 in Petersburg heimlich angeschlagen wurde. Sie lautete: „Wir verabsäumen jeden Mord, aber wenn wir jedes geschlichen Mittels beraubt sind, und des Unrechts zu erwehren und einen Verbrecher zur Strafe zu ziehen, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als Selbstschüsse zu thun und Mörder und Richter in einer Person zu sein.“

Der Muthund Mesenzow, den heute sein Schicksal erreichte, hat hundert von Unschuldigen in den Tod und ins Elend gejagt und nach gemeinem Recht hundertfach den Tod verdient. Kurz, das Todesurtheil, welches über ihn gefällt und an ihm vollstreckt wurde, war ein gerechtes, wenn es auch unregelmäßig vollstreckt worden ist.“ (Folgt die Aufzählung der Verbrecher Mesenzow's.)

entgegenzukommen, um ihn schließlich in der Schlacht bei Prag dem gewissen Verderben entgegenzuführen, wo er im Handgemenge fiel.

Verrathen wir nun den „großen König“ als Staatsmann. In Allem und Jedem, was er that, spricht sich der preussische Kaserengeist aus, den seine Nachkommen so herrlich fortgepflanzt haben.

Friedrich ist ein „Freund der Wissenschaften“. Er ladet Philosophen an seinen Hof und gründet eine Akademie der Wissenschaften. Aber die Philosophen werden fortgesetzt, sobald sie ihn nicht bemerken, und die Akademie gehorcht ebensogut unter seinem Kommando wie das bestdisziplinierte Soldatenregiment.

Friedrich ist ein Freund der Industrie und sucht sie auf jede mögliche Weise zu fördern, d. h. er kommandirt, Fabriken anzulegen. So kommandirt er z. B. die Einführung der Seidenzucht in Preußen; aber die Natur ist kein preussischer Orkanier, und selbst Friedrichs „Güter“ kann sie nicht zwingen, in Sandbüchern Kornberdume wachsen zu lassen. Friedrich versucht sich auch schon im Kaserensozialismus, der jetzt wieder aufgerichtet und als neue Waare feilgeboten wird. Die Monopole erscheinen ihm als ein sehr probates Mittel, seine Taschen auf Kosten des Volkes zu füllen. Er findet es aber bequem, die Monopole zu verkaufen, als sie selbst anzukleben. So erhält das Haus Damm und Spilberg das ausschließliche Recht, Jaster zu raffiniren, unter der Bedingung, daß es ihm um sehr billigen Preis Zincken und Wägen liefert; einem andern Zweck verfolgt auch die „moderne“ Idee des Tabak- und Zuckermonopoles nicht.

Ebenso preussisch kaserenmäßig gram, wie in Wissenschaft und Industrie, wird auch in der Justiz verfahren. Die Richter haben so zu richten, wie es der König wünscht. Dief gilt nicht bloß für politische, sondern auch für Privatprozeße.

Ein Müller freute sich einen Prozeß gegen seinen Guttenachbar an und verliert den Prozeß. Strafe läßt er zum König und beklagt sich bei demselben; natürlich hat der Müller Recht. Sogleich läßt Friedrich seinen Richter und die drei Richter rufen, welche die Rechtsfrage entschieden hatten. Er empfindet sie leidenschaftlich, gestattet ihnen kein Wort der Vertheidigung, nennt sie ungerochte Richter und Hölzerwichter und schreibt mit eigener Hand ein Urtheil zu Gunsten des Müllers — ohne den Gegner gehört zu haben — lautend auf Erlass der Kosten und eine Entschädigungssumme, größer, als sie der Müller selbst verlangt hatte. Der Richter wird auf der Stelle unter den schimpflichsten Ausdrücken entlassen, obgleich die Sache gar nicht in den Bereich seiner Jurisdiction gekommen war, die drei Richter aber wirksame Majestäts eigenhändig oder vielmehr eigenhändig vermittelst Dritten an ihre Schenkeine — eine seiner bestbehaltenen Reden, seine Anzuchtredend auszubringen, — zum Zimmer hinaus und schickte sie auf die Festung nach Spandau.

Natürlich magte keiner der getrauen Unterthanen auch nur das leiseste Wort über diese Justiz. Ein französischer Journalist aber, Lingnet,

strebende Partei, als der russische Czar in Anwendung gebracht, sind vollkommen denkbar, und das Resultat?

Der Belagerungszustand ist über ganz Rußland verhängt, ein Heer von Spionen, wie es kein zweites Land auch nur annähernd aufzuweisen hat, ist unausgesetzt in Thätigkeit, Verschwörungen nachzuspüren, — und in seiner eigenen Hauptstadt, von der Parade kommend, umgeben von Folgschaft, erreicht den mächtigsten Potentaten der Erde sein wohlverdientes Schicksal.

Schergen und Schranken mögen an seinem Grabe jammern, das betrogene und absichtlich in Unwissenheit gehaltene Volk mag seinen Tod beklagen, Tausende und Abertausende dagegen, denen er den Vater, den Bruder, den Sohn, den Gatten, den Freund — denen er die Tochter die Schwester, die Braut hingemordet, werden aufjubeln, und ihnen stimmen freudig zu, was in der ganzen zivilisirten Welt noch ein Herz haßt: Freiheit und Gerechtigkeit.

Ihr aber, die Ihr Euch die Mächtigen dieser Erde nennt, die Ihr vermeint im Stande zu sein, den Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung durch Gewaltmaßregeln und Verfolgungen aufzuhalten zu können — Disserte monit! Lernet, Ihr seid gemahnt! Loo.

Zu den Wahlen.

VII.

Bei den nächsten Wahlen wird es sich in erster Linie um wirtschaftliche Fragen handeln, und zwar speziell um die sogenannte Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck und Altes, was drum und dran hängt.

Nachdem das Bismarck'sche Regime anderthalb Jahrzehnt lang von der auswärtigen Politik, von den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 und von den Attentaten gelebt hat, ist es in Folge des Scheiterns der neuesten Kriegsvorhaben in Folge der verheerenden Industrie- und Wirtschaftskrise auf das wirtschaftliche Gebiet gedrängt worden.

Die Politik, in welcher Bismarck bisher nur Machtfragen kannte, hat sich mit einemmal für ihn zu einer Fragenfrage zugespitzt. Er begreift, daß er sich nicht an Staatserwerb behaupten kann, wenn die kolossalen Opfer, die er zur Durchföhrung seines Systems dem Volke aufzulegen gezwungen ist, nicht durch gewisse materielle Vortheile kompensirt werden welche das Volk mit diesem System ausführen. Eine widerspruchsvolle Aufgabe, wie man auf den ersten Blick sieht: mit der einen Hand nehmen, mit der andern geben.

Es erinnert an das bekannte Schauspiel, dem man in den Gärten von Jernanapoliten zu begegnen pflegt: ein Theil der Insassen grabt mit riesigem Eifer ein Loch, das der andere mit ebenso riesigem Eifer zugeworfen bemüht ist.

Der Unterschied ist bloß der, daß Bismarck in seiner einen Person das Lochgraben und das Lochwerfen befragt.

Und nach ein anderer Unterschied. Die Insassen jener Anstalten graben genau so viel aus, als sie zuschütten. Bismarck dagegen grabt doppelt und dreimal so viel aus, als er zuschüttert.

Darum beruht sogar das ganze Geheimniß seiner „Wirtschaftsreform“.

Er braucht Geld für die Soldaten, immer mehr Geld!

Gut: das Volk muß besteuert werden. Damit es aber nicht unzufrieden wird und murrst, soll es besteuert werden, ohne daß es dieses merkt.

Da bieten sich dem von selbst die Zölle und indirekten Steuern dar. Dieselben haben außer der guten Eigenschaft, daß sie nicht unmittelbar empfunden werden und sich leicht der Kontrolle entziehen, auch noch die dem Herren Großgrundbesitzer und Großindustriellen sehr angenehme sein, da sie ihnen die Staatslasten größtentheils abnehmen und auf Kosten des Volkes die Einnahmen vermehren.

Um das Volk vollends zu täuschen, erläßt man ihm für jede Mark die man ihm an indirekten Steuern auferlegt, etwa 3) oder 4) Pfennige an direkten Steuern und sagt ihm: Sieh, wie gut man es mit Dir meint.

Also mit Scheffeln genommen, mit Löffeln wiedergegeben — das ist Bismarck'sche Wirtschaftspolitik.

Ist es möglich, daß ein so plummes Taschenspielerkunststückchen dem Volk der Deutscher vorgezeigt wird?

Es ist nicht bloß möglich — es ist Thatsache, und in den letzten Finanzdebatten des preussischen Abgeordnetenhauses und deutschen Reichstags hell beleuchtet und auch offen eingesehen worden.

Daß Fürst Bismarck an den Erfolg solcher Taschenspielererei glaubt, erklärt sich freilich bloß aus seiner selbsthaften Unwissenheit in nationalökonomischen Dingen. Aus mehreren seiner Aeußerungen geht deutlich hervor, daß er indirekte Steuern gar nicht für Steuern hält. Bei Zöllen ist es seiner Ansicht nach der Importeur, der der Aufschlag zahlt, bei indirekten Steuern ist es der Fabrikant und Kaufmann. Gelegentlich der Kornzölle hat er dies wiederholt auf das Positivste versichert. Gegenüber so phänomenaler Ignoranz hört natürlich Alles auf.

machte den Thatbestand bekannt, aus dem hervorging, daß auf der Seite des Müllers keine Spur von Recht sei.

Seiner Majestät Unfehlbarkeit hatte sich wieder einmal unzerbrechlich blamiert. Was thun? Offen erklären, daß man sich geirret hat? In der Größe, einen gemachten Fehler eingestehen, konnte sich der „große Friedrich“ keinleiche Einlekt nicht erheben. Die Sache mußte vertuscht werden, er mußte dafür sorgen, daß Niemand mehr von ihr sprach. Dem Gegner des Müllers kommt daher unter der Hand die Weisung zu sich dem künftigen Richterfrage nicht zu fügen, der Müller aber erhält die zugesprochene Entschädigungssumme aus dem Staatskäse — Alles natürlich mit der größten Heimlichkeit: nach acht Tagen ist die Sache glänzlich vergessen und Friedrich wieder ein großer Mann.

Das ist Hohenzollernjustiz.

Und zum Schluß noch ein Streiflicht auf Friedrich II. Finanzpolitik. Wie alle Könige und namentlich alle kriegführenden Könige brauchte er Geld — viel Geld. Nicht immer aber war die genügende Menge im richtigen Augenblicke aufzutreiben. Was that in solchen Fällen unser „großer Philosoph“? Er rief: Geld!

So behielt er auch einem seinem Sekretär Waller, fünfzehn Millionen Taler mit einem Drittel schlechten Metalls verlegt insgeheim aufzulassen zu lassen. Diese Summe wurde sodann dem Juden Ebraim, dessen sich Friedrich II. gern bei solchen Gelegenheiten bediente, mit dem Auftrag übergeben, sie in Polen in Umlauf zu setzen. Die Polen erbedeten jedoch bald, daß man sie betrogen habe und suchten den Verlust ihren Nachbarn, den Russen zuzuschreiben. Aber auch die Russen merkten den Betrug und Nagten so laut, daß die Kaiserin sich ins Mittel schlug. Die Sache unterzogen sich und erndete, wobei das Geld samme. So ließ nun das schlechte Geld in ihre Schatzkammer fließen und wechselte es gegen gute Münze. Dann aber drang sie in Friedrich, die falschen Taler zu ihrem Nominalwerthe anzunehmen. Friedrich war wieder einmal in fataler Situation: sollte er sich als „großer Philosoph“ dem König that so etwas, geht es aber nicht: er läßt seinen Agenten Waller zu sich rufen und legt ihm ruhig aus, daß er sich für „seinen“ König opfern und sich als den Urheber des Betruges hinstellen müsse. Waller protestirt dagegen, Friedrich wird wild, verlegt ihm nach seiner Gewohnheit einige Taler an's Schienbein und schickt ihn auf die Festung Spandau. Die „Königliche Ehre“ war wieder einmal gerettet.

Die Festung als war die ultima ratio, der letzte Grund des Hohenzollern Friedrich, wie es der Belagerungszustand der des Hohenzollern Wilhelm ist. In dieser auch sonst ein gelehriger Schüler (seiner Klug und Vorbildes, der, wie der englische Historiker Prougham sich ausdrückt, sein Reich durch Betriebsamkeit, Betrug und Gewaltthat von den Nachbarn „zumammengeschart“ hat?)

Das mögen unsere deutschen Genossen selbst entscheiden.

Kann ein Mann, der die einschneidenden Fragen und Verhältnisse so wenig kennt, an der Spitze des Staates belassen werden?
Sache der Wahlkugeln ist es, die nötigen Fesseln und Beweise zusammenzustellen und die Frage klar und scharf zu stellen.
Durch seine sogenannte „Wirtschaftsreform“ hat Bismarck mit Ausnahme einiger Großindustrieller und Großgrundbesitzer, zu welchen letzteren er selbst gehört, dem gesamten Volke schweren Schaden zugefügt, die Lebensmittel verteuert und unsere Erwerbsfähigkeit dem Auslande gegenüber wesentlich vermindert. Der „Rückgang“ auf allen wirtschaftlichen Gebieten ist so augenfällig, daß Bismarck, obgleich er ihn leugnet, ihn thätigst zugeht, indem er Maßregeln zur Hebung des Kleinvermögens und zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen vorschlägt. Die Maßregeln, die er vorschlägt, sind seiner nationalökonomischen Kenntnisse würdig.

Dem Kleinvermögen soll durch zwei Mittel aufgeholfen werden: einmal durch Schutz gegen den Wucher, zweitens durch Organisation von Zünften.
Schutz gegen Wucher! Warum leidet überhaupt das Kleinvermögen unter dem Fluche des Wuchers? Die Antwort ist sehr einfach: weil es keinen Kredit hat. Und warum hat es keinen Kredit? Weil das Kleinvermögen die Konkurrenz mit der Großproduktion nicht aushalten kann und in Deutschland seinem Untergange entgegengeht, wie es in dem wirtschaftlich fortgeschrittenen England bereits seit Langem zu Grunde gegangen ist. Diejenigen, welche in dem Wucher die Ursache des Darunterliegens des Kleinvermögens erblicken, machen sich einer lächerlichen Verwechslung von Ursache und Wirkung schuldig. Das Kleinvermögen geht nicht zu Grunde, weil es dem Wucher verfallen ist, sondern es ist dem Wucher verfallen, weil es zu Grunde geht.

Die Sympathisiren gewiß nicht mit den Wucherern, aber die Erfahrung hat leider bewiesen, daß Strafgesetze dem Wucher gegenüber absolut ohnmächtig sind, ja die Neigung haben, ihn zu verschärfen; und so natürlich es ist, daß, wo ein verendendes Thier liegt, die Raben und Geier sich sammeln, so natürlich ist es, daß, wo eine verendende Erwerbsform sich findet, die Wucherer sich sammeln.
Wer in geregelten Vermögensumständen lebt und sich wirtschaftlicher und finanzieller Prosperität erfreut, schwebt nicht in Gefahr vor Wucherern. Und nur in ungelagerten Vermögens- und Erwerbsverhältnissen sich befindet, kann durch kein Strafgesetz vor Wuchern bewahrt werden.
Die Bismarcksche Wuchererstrafe ist also die reinste Fälschung. Nicht besser steht es um das Zünftsprojekt.

So weit der jetzt dem Bundesrath (vielleicht wenn dies gedruckt wird, schon dem Reichstag) vorliegende Gesetzentwurf nicht auf leere Spielerei hinausläuft, bezweckt er — in verschämter Weise — die Wiederherstellung des mittelalterlichen Zunft- und Gildenwesens.
Selbstverständlich will man dies nicht gelten lassen, selbstverständlich redet man von grundsätzlichen Verschiedenheiten, indes, das ändert nichts an der Sache.
Gung, „wie er“ — der Herr Reichskanzler — „sich wendet und wie er sich dreht, der Jogh, der hängt ihm hinten“ — nämlich der Zunftjogh.
Nun hat aber die Statistik, hat der jüngste Census, haben die Ende des vorigen Jahres erschienenen Berichte der deutschen Fabrikinspektoren für jeden Menschen, der Augen hat, zu sehen, und Ohren, zu hören, mit überwältigender Klarheit des Beweismaterials den Beweis geliefert, daß das Kleinvermögen in Deutschland in den letzten Jahren liegt, daß der Uebergang der mittelalterlichen Kleinproduktion in die moderne Großproduktion sich mit rascher und zunehmender Geschwindigkeit vollzieht.

Wer von den ökonomischen Entwicklungsstufen einen Begriff hat, weiß, daß hier ein Prozeß vor sich geht, der nicht aufgehalten werden kann, und dessen Verhinderung obendrein, wenn sie möglich wäre, als eine nationale Katastrophe betrachtet werden müßte.
Wenn Erhaltung des Kleinvermögens, das heißt nicht mehr und nicht weniger, als Vernichtung der Großproduktion, Rückkehr in die mittelalterlich beschränkte Arbeitsorganisation, Kleinproduktion und Zunftproduktion können auf die Dauer nicht nebeneinander bestehen; und den Sieg der Großproduktion verhindern zu wollen, ist ein utopisches Bemühen, das nach einigen gemeinschaftlichen Experimenten zu einem jämmerlichen Fiasko führen muß.
Wir hätten eher geschrieben: „Lächerliches Fiasko“ — allein der Charlatanismus, welchen eine unverantwortliche Diktatur einem Volke von 45 Millionen als rettende Staatsweisheit aufzwingt, hört auf, lächerlich zu sein, er ist ein Verbrechen.

Aus Frankreich.

Paris, 6. März.

Eine gute Nachricht für die Partei ist die, daß der „Citoyen“, welcher sich in sehr gefährdeter Lage befand, nicht bloß sichergestellt ist, sondern nach der Partei erhalten bleibt, die in ihm ein vollkommen unabhängiges Organ besitzt. Die Sozialdemokratie hat damit in Paris drei Tagesblätter, die ihre Interessen vertreten, die „Justice“, den „Internationale“ und den „Citoyen“.
Gegen den „Internationale“ herrscht allerdings noch immer viel Mißtrauen. Es ist merkwürdig, daß gerade die bei der Masse populäre Persönlichkeit, daß Rochefort, es ist, dem seitens wichtiger Parteigenossen das wenigste Vertrauen entgegengebracht wird. Es findet das seine Erklärung in der Natur und Geschichte des Namens. In einem dem französischen Wesen besonders zulegenden Genre der Journalistik ist er Weiser und hat große Erfolge darin aufzuweisen. Als Publizist seinen Gegnern persönlich zu Leib gehend, hat er durch seine Kampferweise keine Person in den Vordergrund gestellt und ihr ein außerordentliches Prestige verschafft.

Auf der andern Seite fehlen ihm solide Kenntnisse und bestimmte, geklärt Parteilinien und fehlt ihm, was ihm zweimal verhängnisvoll wurde, die Nähe des Ueberblids und der Aktion in entscheidenden Momenten.
Beim Begräbniß Victor Noir's, wo Napoleons Thron auf einem Valoisplatz stand, wurde Rochefort ohnmächtig und 1871 betank er sich nicht nur nicht als braver, unerfahrener Parteimann, sondern ließ sich zu positiver Verläugnung des Prinzips und seinen Appellationen an die Gnade seiner Feinde fortreißen.
Das ist ihm ja natürlich von Gambetta unter die Nase gerieben worden. Aber das Volk hat Rochefort verziehen, was es keinem andern verziehen hätte. „Es meint, Niemand kann für sein Naturell verantwortlich gemacht werden, und wegen einer momentanen Schwäche dürfe man einen Mann nicht über Bord werfen, welcher der Sache des Volkes so viel Dienste geleistet habe und noch leisten könne.“
Es gibt indeß trotzdem gar Manchen und die Schlechtesten sind es nicht, die Rochefort mit Mißtrauen betrachten.

Und es ist allerdings wahr, Rochefort ist kein Sozialdemokrat, er hat von Sozialismus, von Nationalökonomie, von der wirtschaftlichen Lage Frankreichs nicht die leiseste Ahnung.
Aber dafür ist Rochefort ein Revolutionär und ein Mann, bei dem der revolutionäre Instinkt den Mangel an Kenntnissen und Prinzipien paralysirt. Er steht mit ganzer Seele auf Seite des Proletariats, und wenn er auch nichts von der sozialistischen Theorie versteht und von Klassenkampf und Klassengegensätzen keine Idee hat; so halte ich ihn doch für unfähig, der Sache des Volkes den Rücken zu kehren.
Nur muß man ihn nehmen, wie er ist — nichts von ihm erwarten, was er nicht leisten kann.
Er und sein „Internationale“, den er in sozialer Weise den dazugehörigen Parteilinien zur Verfügung gestellt hat, werden uns also, meiner festen Ueberzeugung nach, nicht im Stiche lassen.

Die Verschmelzung der sozialistischen Gruppen geht zwar langsam vor sich, aber sie geht vor sich. Im Namen Marsolean's, des von den Versäulern auf die trockene Guillotine geschickten Journalisten der Kommune, haben sich die meisten der Kommunisten und Kommunistenfreunde vereinigt, die bisher durch allerlei Differenzen, die meist mit Prinzipien gar nichts zu thun haben, von einander getrennt waren.
Und auch sonst vollzieht sich die gegenseitige Annäherung mehr und mehr. Die tollen Orgien der Phrase, in denen sich eine Anzahl Sozialisten, zum Gaudium der Gegner, Monate lang erging, haben seit den klärenden Ereignissen der letzten Kommunalwahlen ganz aufgehört.
Daß Apté, der Mann der Kriegesgerichte von 1871 und der Freund Gallijers bloß zu 6 Jahren Gefängniß verurtheilt worden ist, ist ein Skandal, welcher beweist, wie korrupt unsere Gerichte sind. Daß er aber überhaupt verurtheilt werden mußte, wegen so gräßlicher Verbrechen wider die Gerechtigkeit, das ist ein schwerer Schlag für die Ordnungspartei. Beiläufig hat sich vorgelesen vor acht Tagen der Herzog von Eichingen, ein Schwiegersohn des Marschalls Ney, ebenfalls Freund Gallijers, erschossen, weil er auf dem Punkte stand, wegen Unacht vor Gericht gezogen zu werden. Das ist die Moral der Ordnungsmänner und der herrschenden Klassen!
Solim.

Sozialpolitische Rundschau.

Schweiz.

Am 13. März feierte der Internationale Arbeiter-Berein Zürich im Hottinger Kasino den Gedenktag der März-Ereignisse der Jahre 1848 und 1871. Die Feste hielt Genosse Motzler aus Leipzig, der in zündender, mit höchstem Verfall aufgenommenem Darbietung nachwies, wie der wesentliche Untergrund aller revolutionären Erhebungen der Kunst nach Brod gewesen sei. Dclamatorische Vorträge, Chor- und Massengesang, sowie Darstellungen der Turnsektion des Deutschen Arbeitervereins füllten den übrigen Theil der außerordentlich gut besuchten Feier aus.
Die Züricher wohlgestimmte Presse kann natürlich nicht umhin, unsere Märzfeier in der ihr üblichen Weise zu glorifiziren, wir sehen aber keinen Grund, uns mit ihren verbrauchten Ergüssen zu befassen, nur in dem Bericht der „Neuen Zürcher Zeitung“ finden wir eine Stelle, die zu genial ist, um den Lesern des „Sozialdem.“ vorenthalten zu werden. Es heißt da:

„Nach der Feste trat noch ein Fräulein auf und deklamirte ein höchst widerliches Gedicht, in welchem eine Rätherin sich in langweiligen Tiraden und Wiederholungen über ihre Arbeit ausdrückte, welche die ärgste Sklaverei in sich schloß und Höllequalen erzeugte, in deren übertriebener Schilderung sie selbst einen Dante zu überbieten suchte.“
Also ein höchst widerliches Gedicht! — Wie schade, daß dieses widerliche Gedicht feinerzeit so großes Aufsehen machte, daß sein Verfasser sich auf den Grabstein schreiben ließ „Er dichtete das Lied vom Hemde.“
Denn dieses, von dem „höchst widerlichen“ Dichter Ferd. Freiligrath ins Deutsche übertragene ergreifende Gedicht ist es, welches den Widerwillen des geistvollen Reporters erregte. Wie kann man auch Verse dichten, wie den folgenden:

Mit Fingern mager und müd,
In schlechten Habern saß ein Weib,
Nähend fürs liebe Brod.
Stich! Stich! Stich!
Aufsch! sie wir und fremde;
In Hunger und Armuth stehend —
S. Schwärm er laut zu den Reichen sich!
Sang sie dies „Lied vom Hemde“.

Höchst widerlich in der That!

Deutschland.

Das Peterburger Attentat gibt der gesamten kontinentalen Presse aller zur reaktionären Masse gehörigen Parteien willkommene Veranlassung, sich in ihrer ganzen Jämmerlichkeit bloßzustellen. Händliche Kriecherei einerseits, feige Verläugnung der bisher verdorbenen Prinzipien andererseits, das ist das Bild, welches aus der gesamten nichtproletarischen Literatur entgegensteht. Wir gestehen es offen, wir hätten uns nicht trümen lassen, daß es schon soweit mit dem Verfall der heutigen Gesellschaft gekommen wäre. Welches Blatt wir auch in die Hand nehmen mögen, wir stoßen nur auf Worte des Absehens, des Entsetzens, der Entrüstung, der tiefsten Berrübnis, — alles natürlich nur erdacht, denn wer von dem Zeitungsgezwirne immer sich nur Ernst um die Person des russischen Jaren. Ja, einzelne Mütter können sogar ihre stille Freude nur anschnur hinter den Ausrufen „teuflische Pläne, ruchlose Bosheit“ verbergen, andere benutzen die Gelegenheit, um ihre unbehaglichen Gegner zu demüthigen.“

Nirgends aber, selbst nicht auf der äußersten Linken der bürgerlichen Demokratie finden wir das Wort, welches für den gewaltigen Tod Heranders des Zweiten allein zureichend ist: **Remets!**
Remets für die hingschlachtenen Polen, Remets für die in Sibirien dem schmerzlichen Ueberleben Treibhaiskämpfer, Remets für die um ihrer Ueberzeugung willen Erhängten, Remets für die der zarischen Eroberungsgelust zum Opfer gefallenen Soldaten von hüten und drüben, Remets vor Allem für den 11. September 1877.

Erinnert Ihr Euch nicht mehr, Ihr weicherzigen Gemüther, des jamosen Sturmes auf Plevna zu Ehren des kaiserlichen Namenstages, wo der „milde“ Alexander II. auf einer in diesem Zweck errichteten Tribüne mit einem Opernglase das so menschliche Schauspiel betrachtete, wie sich Russen, Rumänen und Türken seiner Betheiler zu Liebe gegenseitig abhändelten? Wie die russischen Soldaten beim dritten Anlauf mit Revolvern in der Kampf getrieben wurden?
Habt Ihr, gefühlvolle Seelen, die Berichte über die Schreckenmacht, die jenen gewissenlos infamirten „Schauspieler“ folgte, bereits wieder vergessen? Best sie nach, die Berichte der „Dach News“ in denen der ruffenfreundliche Korrespondent dieses Blattes erzählt, wie schrecklich ihm, dem an die Kriegesgrenz längst gewöhnten Mann, das Stöhnen der Lebtaufende von Germundeten, die in der heißen Sommernacht starr verschmachteten, in die Ohren drang. Lebtaufende kamen um zur Feier des zarischen Namenstages, — was ist empörend, was ist schrecklich, was ist teuflisch? Antwort, Ihr Thränenbrühen!

— Also hat die Eskorte auch nichts genützt, soll Kaiser Wilhelm gesagt haben, als er von dem gelungenen Attentate hörte. Das ist allerdings das Schrecklichste dabei, daß auch die Eskorte nichts mehr nützt. Nicht Röh nicht Meißige, sichern die feile Höb, wo Fürhen jehn“, — man sollte diesen Vers als hochverräterisch verbieten!

— Die „Genialität“ unseres Reichskanzlers scheint namentlich in einem Ueberfluß an Phantasie zu bestehen. Diese spielt ihm manchmal eigenartige Streiche. In der Reichstagsung vom 4. März erklärte er ganz emphatisch, er habe in seinem Ministerhotel „nur ein einziges Anstebzimmer unten. Oben habe ich fünf Zimmer; daraus beschränkt sich mein ganzer Privatankunft“. Nun wird in einer Petition des Berliner Magistrats alexanderthänig konstatirt, daß die Privatwohnung des Reichskanzlers in Berlin nicht weniger als zweihundredig Zimmer umfaßt.

*) Nach dem Wiener Paffenblatt „Caterland“ hätte die „Allianco Israelito Universelle“ den Tod auf dem Gewissen. Auch gut.

Zweihundredig in fünf Zimmer zu verwandeln, dazu gebet eine Phantastie, deren Genialität selbst durch die größten Mengen „Wasser“ nicht zu erklären ist. Bei einem gewöhnlichen Menschen würde man das eine unerschöpfte Lüge nennen, bei Bismarck nennt man's „irrige Auffassung“. So drücken sich die Fortschrittler aus, die Bismarck der unerschöpflichsten Beharrungen gegeben hat, und die ihrer Wuth und Enttäuschung in einer — devoten Petition Ausdruck gegeben haben. Eine Opposition, welche so lahm ist, wie die fortschrittliche, daß sie einem frechen Schurken nichts entgegenzusetzen weiß, als ein berichtigendes Gemüsel, verdient nichts besseres als die Jagtritte, die sie von ihm erhält.

— Herr Bitter, der preussische Finanzminister, will auch in Steuerreform machen, und zwar fordert er von den Provinzialbehörden Autachten ein über eine von ihm beabsichtigte Reform der Einkommensteuer. Er will nämlich das sogenannte fundirte Einkommen (Renten etc.) höher besteuern und die obligatorische Selbstversicherung einführen. Sehr schön gedacht, der gute Mann dürfte aber nicht nur bei den Liberalen, sondern auch bei den Herren Konservativen auf argen Widerstand stoßen. Und kann's ziemlich gleich sein, da die Mehreinnahmen doch nur für den Schlund des bekannten Moloch bestimmt sind.

— Die Auswanderung nimmt immer höhere Dimensionen an. Im Monat Februar (einem für die Ueberfahrt sehr ungünstigen Monat) sind allein über Hamburg 5571 Personen ausgewandert. Bisher hatte das Jahr 1872 für den Monat Februar die höchste Zahl aufzuweisen, sie betrug 2965 — also nicht einmal die Hälfte der Ziffer des letztverflossenen Monats. Kurzfristige Anhänger des bestehenden Systems freuen sich darüber, daß auf diese Weise die unzufriedenen Elemente aus dem Lande kommen. Die Thoren!

Die Auswandernden, das sind die letzten Reste des besitzenden Mittelstandes, dieses so hochgepreiseten Damms gegen revolutionäre Sturmfluthen. Was zurückbleibt, sind die Reichen, denen es wohl geht, und ein riesiges Heer von Proletariern, die zu arm sind, um auszuwandern. Die Auswanderung verschärft die Gegensätze, statt sie zu mildern, sie räumt die letzten Stützen der bestehenden „Ordnung“ hinweg — auch sie ist ein Faktor der revolutionären Entwicklung unserer Zeit.

— In Ostpreußen, im Kreise Okerode herrscht der Hungertyphus. Aus Oberschlesien werden von allen Seiten, namentlich aus Zabrze und Beuthen Vorknaben und Arbeiterentlassungen gemeldet. In Glangau endlich veröffentlicht der Obermeister der Ueberrennung, H. Franz, eine Erklärung, in der er sagt, niemals, selbst im Jahre 1848 nicht, sei das Elend unter der Ueberbevölkerung so groß gewesen wie jetzt, und die mit den Worten schließt: „Von September bis Weihnachten — Pause — Arbeitsstillstand —; dann zwei Monate bei gedrückten Löhnen Arbeit und jetzt wieder unabweisbare Pause“ — unabsehbare Pause — eine unabsehbare Periode von Hunger, Elend, Verzweiflung: graut Euch nicht selbst, Ihr Herrschenden, vor diesen entsetzlichen Konsequenzen Eurer Herrschaft, und bangt Euch nicht vor dem Grimm und der Wuth, die sich in den Herzen der Nothleidenden ansammeln!

— Herr Adolph Wagner hat sich veranlaßt gefühlt, in einer Versammlung des „sozialen Arbeitervereins“ den Herren Körner und Zinn in ihrer Verkörperung des Bismarckschen Arbeiter-Unfallversicherungsgesetzes zu schuldern. Diese Verbrüderung des Kathedersozialismus mit dem sogenannten Staatssozialismus ist wahrhaft rührend. Herrn Wagner kann der Pferdeschweif, den dieses Gesetz verhängen soll, unmöglich verborgen geblieben sein, — aber wozu die ganze Theorie der Kritik, dadurch macht man sich nur mißlieblich, halten wir uns lieber an den goldenen Baum des Lebens und schweifen wir in's Blaue hinein von dem „benennungswürdigen Muth unseres ehrwürdigen Kaisers, der bei seinen Jahren noch eine solche Bahn beschreite.“

Nun, wenn die Bahn so segensvoll ist, so gebet, meinen wir, kein sehr großer Muth dazu, sie zu beschreiten. Aber, es ist ne vorreffliche Phrase, eine ausgezeichnete Phrase, sagt Friedenerichter Schaal.

Wir sind nur begierig, zu erfahren, ob Herr Wagner auch bereits zu der Kluge gehört, die bekanntlich mit aller Energie darauf hinarbeitet, den dem „Genialen“ so unbehaglichen Statistiker Engel zu beseitigen. Wer so begeistert von dem „größten Staatsmann“ spricht, wie Herr Wagner, der wird ihm doch diesen Liebesdienst nicht verlagen.

— Ei! Ei! „Der Teufel hole diese englischen Engländer und die deutschen Engländer!“ — ruft der „Staatssozialist“ entsetzt über die Nuldner der Goldwährung aus. Der Teufel hole sie — das ist doch eigentlich recht unchristlich gedacht, nicht wahr, Herr Stöder? Wie würden Sie salbungsvoll die Augen verdrehen, wenn wir gottlose Sozialdemokraten andrücken würden: Der Teufel hole diese preussischen Wunder misanthropen preussischen Schwindler, vulgo Staatssozialismus. Und verdrehen Sie die Augen, Herr Hopspreddiger, wir ruhen es aus: Der Teufel hole Sie und Ihre hohen und höchsten Protektoren!

— Dem Verdienste seine Krone. Aus Pforzheim wird berichtet, daß die dortigen Arbeiter dem scheidenden Staatsanwalt Uebel in der früheren Wirtschaft des aus derselben durch fortgesetzte Chitanen blandausganglärten Gahwirths Lehmann eine spezielle Abschiedsfeier widmen werden. Ueber dem Eingang wird ein Blumengewinde mit der sinnvollen Inschrift prangen: Hängt ihn auf, den Kranz der Ehren! — Und trotz dieser großen Popularität, deren er sich erfreut, soll der bescheidene Mann seine Abreise mit steterhafter Hast beschleunigen. Es ist merkwürdig.

— Acht so! Das Berliner Polizeipräsidium hat die Flugschrift: „Revolution oder Reform?“ verboten. Wozu auch diese Frage in Deutschland noch anmerken.

— Ein achter Schwabenfreud. Die württembergische Kammer hat den Antrag ihrer Finanzkommission, die Regierung zu bitten, im Bundesrath auf die Einführung des Tabakmonopols hinzuwirken, mit 16 gegen 16 Stimmen angenommen. Sag' Bismarck, was willst Du noch mehr?

— Am 10. April wird, in Frankfurt a. M. ein „deutscher Freidenkertongress“ stattfinden. Unter den Einberufenen befinden sich zwar Einige, deren Namen nicht so ganz rein sind, indes sind auch tüchtige Leute dabei, und angesichts des christlich-sozialen, christlich-germanischen etc. Humbungs kann eine Organisation der wirklichen Freidenker nicht schaden. Also, viel Glück!

— In Weimar haben bei der Nachwahl für den bisherigen konservativen Abgeordneten Schwendler die Fortschrittler gleich im ersten Wahlgang glänzend siegt. Da die Fortschrittspartei die radikalste Partei ist, die in den Wahlkampf eintrat — unsere Genossen beschränkten sich darauf, in Stadt Weimar und Apolda Stimmzettel für Otto Freitag abzugeben, — so begrüßen wir diesen Umstand in dem sonst so konservativen Kreise als ein Symptom der wachsenden Unzufriedenheit mit Obengungung.

— Da hat man's! In Würzburg sind der Kassier und Vorstand der früheren Mitgliedschaft des „Deutschen Tabakarbeitervereins“ wegen Untreue, sieben weitere Mitglieder wegen Beihilfe, und endlich drei andere wegen Unterschlagung angefaßt worden, weil sie seinerzeit, als die Auflösung des Tabakarbeitervereins vor der Thür stand, ihre Mitgliedschaft selbst auflösten und, widersprechend den Statuten, den Kassabestand, das heißt, ihr eigenes Geld, unter sich vertheilten. O diese Theiler!

In Dresden ist unser Genosse Schlichter aufs Neue verhaftet worden. Warum? — Darum. Basta.

Weitere Ausweisungen. Die Hamburger Polizei hat die Genossen: Krenberg, Vater; Frau, Schuhmacher; Kerl, Eisgarrenfabrikant; Neumann, Tischler, Barumbel auf Grund des Sozialistengesetzes ausgewiesen. Die Zahl derer, welche sich nach Zülinau über die Unabhängigkeit der „freien“ Stadt Hamburg Freuden gegenüber hingeben, wird immer geringer. Und das ist das Gute dabei.

N. Hamburg, 6. März. Jetzt wissen wir, warum der Belagerungsstand über hier, die Nachbarsstädte und deren Umgebung verhängt worden ist. Die engen Beziehungen zu den Führern der sozialdemokratischen Bewegung in und außerhalb Deutschlands, namentlich in London, dem Hauptstich der Sozialrevolutionäre im Auslande, sowie die Verbreitung verbotener Zeitschriften, namentlich der „Lohnarbeit“ und des „Freien Sozialdemokraten“ (wörtlich, die Polizeifelle, die den Bericht geschrieben, wissen nicht einmal wie unser Partioecan heißt), sowie zahlreicher revolutionärer Flugblätter, außerdem aber die fortgesetzte, unter steter Hinweisung auf eine bevorstehende Umwälzung, auf's äußerste betriebene Erregung der Massen hatten Zustände geschaffen, welche eine ernste Gefahr für die öffentliche Sicherheit in sich bergen. — Die Verhängung des „Kleinen“ war also eine Nothwendigkeit, um die „Ruhe“ aufrecht zu erhalten, die nun, nachdem man 125 Personen, von denen Zweidrittel Familienväter, auf die Straße geworfen sind, hoffentlich gesichert sein wird.

Auf eine Widerlegung dieser Abarbeiten sich einzulassen, ist hier wohl nicht der Platz, unsere Abgeordneten werden das gelegentlich der Besprechung des Berichts im Reichstag hoffentlich befragen. Konstatirt soll jetzt nur eines werden. Der Bericht ist geschrieben von dem gesammten preussischen Staatsministerium und dem Hamburger Senat. Man könnte also wohl annehmen, daß ein solches Attentat, wenn gleich es sich auf Phrasen stützen muß, da Thatsachen fehlen, doch wenigstens seine offensiblen Folgen enthält, deren Windigkeit Jedermann zu erkennen im Stande ist. Solche Folgen aber sind die Behauptung, daß von hier aus Verbindungen mit Ross und der „Freiheit“ unterhalten worden sind, und daß die letztere hier verbreitet worden ist. Mit Ausnahme eines einzigen Versuches, den Genosse Saavedra gleich nach Begründung der „Freiheit“ machte, dieselbe hier einzuführen, welcher Versuch aber vollständig mißglückte und als einzige Folge nur eine mehrmonatliche Unterfuchungshaft für die Theilnehmer nach sich zog, ist die „Freiheit“ hier und in Altona nie verbreitet worden. Im Laufe der letzten anderthalb Jahre dürften, mit Ausnahme der Exemplare, die die Polizei für ihren Hausbedarf bezieht, keine fünf Exemplare regelmäßig nach hier gelangt sein. Dasselbe gilt von dem Bericht von London. Die hiesigen Genossen haben von Anfang an das Unternehmen Ross's getadelt, und als dieser immer verächtlicher und in seinem Benehmen gemeiner wurde, jeden Bericht mit ihm abgebrochen. Daß dies so ist, konnten die Fabrikanten des Berichts aus den Schimpereien der „Freiheit“ auf die Hamburger selbst ersehen; die Angaben des Gegenstands in dem dem Reichstag zugegangenen Bericht sind also mit vollem Bewußtsein vorgebrachte Lügen, ganz würdig eines Systems, wie wir es jetzt in Deutschland haben.

Sonst ist wenig Neues von hier zu berichten. Die Genossen sind am Plage und die Polizei ist es auch, nur hat die letztere meist das Pech, zu spät zu kommen.

Recht rühlig sind hier und in Altona die unter der Leitung der Reuegenaten Stange und Lütgens und des Pseudodemokraten Wilhelm Marx stehenden „Prüfungen.“ Woche für Woche werden Versammlungen abgehalten, in denen häufig die weitgehendsten Forderungen der Sozialisten aufgestellt und besprochen werden. Natürlich stets mit dem Refrain, daß Friedrich Dornier dies alles trotz „Viebsnecherei“ und „Hortschreierthum“ durchziehen werde. Natürlich durchschauen die Arbeiter aber dieses Manöver, und der einzige Erfolg, den die Königl. preussischen Sozialisten ernten, ist gründliche Verachtung.

Am letzten Freitag wurde vor dem Altonaer Landgericht gegen unseren Genossen, den ebenfalls ausgewiesenen Tischler Peters verhandelt. P. war seinerzeit wegen Sammelns für die aus Berlin Ausgewiesenen angeklagt, wurde aber freigesprochen, weil die Richter annahmen, daß die Polizei kein Recht hatte, ein dergleichen Verbot zu erlassen. Das Reichsgericht hob jedoch dieses Erkenntniß auf, indem es das Polizeiverbot als für den Richter bindend erkannte und P. wurde nun verurtheilt wie oben angegeben.

Bezeichnend an dem Prozeß ist, daß der Polizeikommissar Engel einen Zeugen, Maschinenbauer Lehmann, beibrachte, der zwei Tage nach der Verhandlung schuldig ging, weil er sich des Betrugs und Diebstahls schuldig gemacht hatte. Derselbe wird heute noch schuldig verfolgt. Auf das Zeugniß dieses Ehrenmannes hin hat der erste Richter „schuldiglich festgestellt“, daß P. gesammelt hat und der zweite Richter hat auf dasselbe Zeugniß hin sein Urtheil gesprochen. Ankläger, Richter und Zeuge waren einander würdig.

Am letzten Freitag haben die ausgewiesenen Genossen Schulz und Peters — nicht der vorewähnte Peters — Deutschland verlassen, um sich nach Amerika zu begeben. Schulz, bei dem bekanntlich vor drei Monaten ein Scheitellager gefunden wurde, wofür er zwei Monate bestraft, hat im Gefängniß den Polizisten Engel am Bart gerissen, Engel aber küßte sich, klagbar zu werden, wohl wissend, daß Schulz zu viel von seinen Vordellgemeintheiten kennt.

Die Hamburger Polizeibehörde hat im Auftrage des Herrn v. Madai ein Verbot gegen das Sammeln für die Angehörigen der Ausgewiesenen erlassen. Daß sich Jemand um das Verbot kümmern wird, daran glaubt wohl die hiesige Polizeibehörde selbst nicht und ebenso wenig vermag ihr hier Jemand ihr Vorgehen, weislich doch alle Welt, daß der Senat der „Freien“ und Hansstadt Hamburg nur thun darf, was vorher in Berlin am Marktplatz beschlossen wird. Eine Regierung wie unser Senat kann wohl Mitleid und Barmherzigkeit, nimmermehr aber Jora erregen. Unser Senat darf wohl die ein- und ausgehenden Kasseklöße zählen, aber sonst hat er nichts mehr zu sagen.

Mainz, 12. März. Wenn ich heute zur Feder greife, um einen Bericht über die gestrige Gerichtsverhandlung zu schreiben, so geschieht dies hauptsächlich deshalb, weil durch dieselbe schon längst zu unserer Kenntniß gelangte Umstände aufs Neue bestätigt werden. Den Lesern unseres Organs ist aus meinem letzten Bericht bekannt, daß bei dem Genossen Stoll gelegentlich einer Hausfuchung 70 Exemplare des „Sozialdemokraten“, sowie ein invertirtes Brief an den Redakteur Schwab in Speyer gefunden wurden. Der Polizeirath, welcher die Hausfuchung vornahm, sagte vor Gericht folgendes aus: „Ich wurde durch das Polizeipräsidium in Frankfurt a. M. per Drath benachrichtigt, daß von Frankfurt aus eine Kiste mit Schriften hierher an die Adresse des Angeklagten gehen sollte; ich ließ sofort bei der Post und Eisenbahn für eine etwaige Sendung Beschlag legen und nahm in der Wohnung des Stoll Hausfuchung vor, wobei sich zwar keine Kiste, wie sie von Frankfurt kommen sollte, vorfand, aber die 70 Exemplare des „Sozialdem.“, sowie der Brief an Schwab in Speyer.“ Der andere Zeuge, Redakteur Schwab, sagte nichts Belastendes gegen Stoll aus.

Die Kiste, welche angeblich Journiere enthalten sollte, ist niemals von Frankfurt abgegangen, weil die Polizei auch in Frankfurt nach denselben Schriften sahndete. Die Frankfurter wollten aber eine Kiste senden, und dies war der Polizei durch einen Spion hinterbracht. Die Polizei in Frankfurt ist in die kleinste Details eingeweiht und hat das in verschiedenen Berichten an die Mainzer Polizei, wovon wir durch zuverlässige Personen Kenntniß erhalten haben, bewiesen. Der Staatsanwalt, welcher in der denkbare schärfste Weise gegen den beklagten Genossen auftrat, hat eben doch trotz einer sehr guten Verteidigung von Seiten des Rechtsanwalts Dr. Wolfstehl seinen Willen bei dem Gericht durchgesetzt und eine Verurtheilung unseres Genossen zu 30 Mark Geldbuße und Tragung der Kosten erzielte.

Bewiesen war absolut nichts, vielmehr basirte das Urtheil lediglich auf dem Unfand, daß auf einem Paket, welches 16 Exemplare enthielt, die Zahl 70 vermerkt war. Dieser Prozeß, sowie die hierher gelangten Berichte beweisen zur Genüge, daß in Frankfurt sich ein Verräther in unseren Reihen befindet.

Bei dem vorjährigen Turnfeste in Frankfurt besuchte Genosse Lehmann einige Frankfurter Freunde, auch hiervon ist, wie wir erfahren haben, die dortige Polizei genau unterrichtet.

*) Zur Ehre Bräuners sei übrigens gesagt, daß er sich längst von dieser Sippschaft jurkdisgezozen hat.

Genosse Hakenleber, der sich vorher an verschiedenen Orten Deutschlands aufgehalten hatte, ohne irgendwie belästigt zu werden, wurde gerade in Frankfurt von der Polizei ausgeschmiffelt, als er, wie die „Frankf. Ztg.“ meldet, in Eschauer mit einigen Hanauer und Frankfurter Genossen eine Regeipartie machen wollte.

Aus allem diesem geht die Nothwendigkeit hervor, daß, wenn nicht noch weitere Unannehmlichkeiten vorkommen sollen, dieser Spion ausfindig gemacht werden muß. Sollten die Frankfurter Genossen noch im Zweifel sein, so können sie weitere Details, welche sich für die Deffentlichkeit nicht eignen, direkt erfahren.

Konstanz, 28. Febr. Du sollst nicht stehlen. Kaum sind Sozialistenprozeß und Hausfuchungen bis auf Weiteres zur Ruhe gekommen, so gibt es schon wieder einen neuen Stoff für unsere Politiker zum Bemerkenswerten hinter dem Bierisch, aber nicht um so ein Paar verstaubte Kerle von Sozialdemokraten handelt es sich bei diesen Diskussionsen, sondern um nicht mehr und nicht weniger, als um den wohlbekanntesten, genialsten und ebendam allgewaltigsten Kulturkämpfer und Finanzkämpfer Ex-Oberbürgermeister Strohmeyer. Dem wäre auch dieses Mäher von Freisinnigkeit und Mannesmut nicht bekannt? Wagt es doch dieser Held im Konziliums-Jahre 1869 der päpstlichen Anmaßung so ritterlich lähn gegenüber zu treten und die Schiksel für den Katholiken zugehenden Kirche mit Gewalt zu erzwingen, wofür er von Bis nono exkommunirt wurde. Ganz Deutschland und seine Kamelkappensehe halle wieder von Verfallsbewegungen für diesen „Marschall“ und Tausende von Unterschriften aus allen Theilen Deutschlands, sogar aus Königsberg und Danzig langten bei dem Herrn an, um ihm ihre Zustimmung zu beweißen. Großherzog und Kaiser mürmelten bei ihrem Hiersein 1871 so etwas von glückselig schägen, so einen Mann an der Spitze der alten Konziliums-Kabli zu sehen, und im alten Konziliumsfaale acherlich noch heute und für ewige Zeiten ein Bild den erhabenen Moment, wo der Erlommunirt dem „Licht Willen“ die Schlüssel der guten Stadt Konstanz überreicht. Obige Triumphe ließen aber dieses rastlose Genie nicht ruhen, er wollte auch auf dem Gebiete des Verwaltungs- und Finanzwesens Triumphe erobern und zwar materiell greifbare. Befagter Held gründete nun oder ließ durch seinen Einfluß gründen, eine Reihe von großartigen Unternehmungen zur Hebung der Stadt. Es wurde Geld verdient und vor allem die Kamelkappen und Jagder des Gewaltigen möger nicht am schlechtesten wegkommen sein. Wehe denen, die zu opponiren wagten, oder an der Zweckmäßigkeit der Rentabilität mancher Unternehmungen zu zweifeln, denen wurde vorgeworfen, sie hätten keinen Gemeinfinn, keine Liebe zur Vaterstadt und da der Gewaltige auch noch bei allen Geld- und Kreditinstituten theils als Vorsichtender, theils im Ansehn figurirte, so mußte eben gar Mancher aus ganz anderen Gründen den Mund im Zaune halten. Die Krone der Gründungen aber war das großartige Badhotel, welches auf Aktien gegründet und richtig, wie jeder einigermaßen Klarsehende im Voraus wußte, nie zu der geringen Rentabilität konnte gebracht werden.

Daß nun die gute Stadt mit einem bedeutenden Aktienkapital an dieser Gründung partizipirte, ist einleuchtend. Als aber der Krach in Sicht kam, so wußte dieses Muster von Gemeinnützigkeit und Vaterstadtliche Nichts Vesseres zu thun, als auf ungeschicklichem Wege, nämlich ohne die Stadtverordneten auch nur etwas wissen zu lassen, vielweniger zu fragen, vonder Stadtkasse 300,000 M. und von der päpstischen Sparkasse 140,000 M. durch den Stadtrath bewilligen zu lassen, um das Justitut lebensfähig zu machen, wie er sagte. Von diesen 440,000 M. nun hat aber das Badhotel seinen Pfennig zu sehen bekommen, sondern die ganze Summe wurde der Fikale der Rheinischen Kreditbank hier ausbezahlt, die dafür ihre saunen Badhotelaktien, sowie auch die gleiche Sorte, welche sie zur Deckung des Stromeyer'schen Conto-Corrents im Besitz hatte, der Stadt ausfahste, so daß die Stadt diese ganze Summe beim erfolgten Krach bis auf eine Bagatelle verlieren mußte und bereits an den Abgrund kam und manchem fleißigen Bürger und Steuereinzahler zum Ruin verhalf.

Diese Manipulationen brachten den Mann zur Einsicht, daß seine Stellung wackelig sei und am 25. März dankte er ab, vorbehaltlich seiner Pensionsansprüche. Die Stadtverretung genehmigte diese Pensionsansprüche nicht und so erklärte der Wiedermann, er amire weiter, wurde aber höherer Ortes suspendirt und die Unterfuchung wegen Amtsverletzung und Untreue eingeleitet.

Die Sache schleppte sich hin bis Juli 1879, wo er rechtskräftig abgesetzt wurde. In den dem Erkenntniß beigefügten Motiven war gar Manches enthalten, was mit dem Strafgesetz nicht im Einklang sein dürfte, aber die Stadtrath haben diese Motive in anerkennenswerther Schonung für ihren ehemaligen Herrn und Meister nicht zur Kenntniß der Stadt gebracht. Die 300,000 M. päpstische Gelder, die nach Zug und Recht der Bürgermeister im Verein mit den Stadtrath hätten ersehen sollen, da sie dieselben ja ungeschicklicherweise bewilligt hatten, luden sie aus launre Rücksicht und Billigkeit (natürlich für ihren eigenen Beutel), mit Hilfe der Stadtverordneten, der Bürgerchaft aus. Dies alles und noch dazu der Fall, daß über den Verfall von einer Stiftung, die ein St. Galler der Stadt Konstanz vermacht, Niemand eine Auffklärung geben kann, während die Stadt St. Gallen Leistung über die ausbezahlte Summe von Stromeyer befragt, reicht nicht hin, dem Mann auch nur ein Haar zu krümmen, während ein südtischer Tagelöhner oder sonst ein armer Teufel, der vielleicht einige Pfennige veruntreut hätte, längst im Zuchthaus läge.

Obige Jungen behaupten, man könne dem Str. nichts machen, denn sonst befände sich ja der gute Wilhelm auf dem Bilde im Konziliumsfaale in höchster Eckschicht. Sei dem, was ihm moße, so viel ist sicher, daß eine Anzahl sehr granitender, zu den Akten gegebener Aussagen des alten Stadtrathes verschwunden sind und in der gepflogenen Unterfuchung auch nicht im Geringsten wieder zum Vorschein kamen. Gehilgt auf diesen enormen Turkel durfte der Geniale schon noch ein neues Drausurschließen sich erlauben und den guten Bürgern zum Schaden auch noch den Hohn zu Theil werden zu lassen.

Bis zu seiner Ablegung Juli 1879, bezog Str. sein volles Gehalt, 600 M. jährlich, trotzdem er nichts arbeitete, aber an dem botte der um das Gemeinwohl so besorgte Mann nicht genug, seine Ablegung (die, beiläufig bemerkt, ohne Pension erfolgte) gänzlich ignorirend, verlangt der gute Mann sein Gehalt weiter und läßt, als Zahlung nicht erfolgte, die Stadtkasse pflanzen und verriegeln und war dann so frei, in der Frankfurter Zeitung zu erklären, er wisse von der ganzen Sache nichts, wahrscheinlich hat der sonderbare Ehrenmann dieses nur, daß seinen Ruf in weiteren Kreisen kein Eintrag widerfähre. Jetzt aber schraubte Alles Wuth über diesen Unverschämten, der nur mit Hundst laut, dann außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten, alles Material gegen den Traulosen wird herbeigetragen (jittre Tyrann!) um endlich einmal Abrechnung zu halten und was ist das Ende vom Lied? Die Sitzung beschließt, unterthänig bei dem Staatsanwalt anzufangen, ob sich nicht auf Grund jener Motive im Abfertigungserkenntniß (die man jetzt erst der Bürgerchaft zur Kenntniß brachte) ein Verfahren gegen den Str. einleiten ließe. „Wer laßt da nicht!?“ Str. reißt sich jedenfalls die Hände, denn er, der seine Laufbahn als freiwilliger Soldat begonnen, aber den Anspitz bekam, dann Grenzjäger und Schreiber war, dann noch mittellos zum Bürgermeister avancirte, macht heute das größte Haus in Konstanz und treibt ein ausgebeutetes Bankgeschäft und ist somit nicht leer ausgegangen. Das ist ein Mann nach den Herzen der liberalen Kulturkämpfer, einer der Höpen vom heiligen Geldsack, welche unsere Gesellschaft vergöttert! Wahrlich, ein Beweis mehr, daß sie fast in's Karl.

Jam Schluß noch einiges über die Privat unserer Polizei. In Ermanglung einer nützlicheren Thätigkeit und auch weils nicht immer genug Stoff zum schmeffeln gibt (— „de Strohmeyer.“ — Wo ist Strohmeyer!?) begeben sich die Herren in Jäh in die benachbarte Schweiz, wohl wissend, daß dort mancher biedere Deutsche, der sein Schöppli Wd trinkt, seinem bedrängten Herzen Lust macht; die Kerle helfen oft noch selbst mitzuschimpfen, aber jungen gar sich an, um dann das nichtsahnende Opfer in Konstanz auf deutschem Gebiet gelegentlich zu fassen, wie es ganz kürzlich einem in Entschoden (Schweizerort) wohnenden Kohlenpladler erging, der dann drei Wochen nachher in Konstanz verhaftet wurde. Dieser Herr ist übrigens ein Erzbourgeois und Sozialistentreffer.

Ein Regime, das solche gemeine Polizeifellen zu seinen Schützern erheben muß, preist aus dem letzten Loche. Uns schaden dergleichen Gemeinheiten nicht, sie kann bloß den Erfolg haben, den Misch anzurichten, und das kann auf keinen Fall schaden.

Polen.

Warschau, 13. März. Ich habe Sie lange ohne Nachrichten über unsere junge sozialistische Bewegung gelassen, leider sind die Mittheilungen, mit denen mein heutiger Bericht beginnt, sehr trauriger Natur. Vor einigen Wochen berichteten unsere Bourgeoiszeitungen, namentlich die russische Presse, von geheimen sozialistischen Publikationen in Warschau. Mit der Zeit nahmen diese Gerüchte eine bestimmte Form an, und die Zeitungen haben sich in der Lage, den Titel der geheim verbreiteten Zeitung anzugeben. Derselbe lautet: „Gespräche mit den Arbeitern.“

Bald darauf vernahm man, daß 20 Arbeiter und ein Hörer der Universität verhaftet worden seien. Den ersten Verhaftungen und Hausfuchungen folgten in wenigen Tagen weitere. Auch mehrere Frauen befanden sich in Gewahrsam.

Es ist unschwer zu begreifen, wie lähmend derartige Verluste auf eine Bewegung einwirken, die kaum erst im Entstehen begriffen ist. Fast alle zwei bis drei Monate erfahren wir von neuen Opfern! Zu dem Augenblicke, da ich Ihnen von den neuen Verhaftungen schreibe, sind unsere im vorigen Jahre verhafteten Freunde noch nicht abgeurtheilt und die im Jahre 1880 nach Sibirien geschickten 50 Genossen erst seit kurzer Zeit dort angekommen. Und auch vom eifigen Sibirien werden uns traurige Nachrichten gemeldet. Der „Sozialdem.“ berichtete seiner Zeit vom Tode J. Plawinski's; heute muß ich sie vom Tode der Philippina Plawinska und des Alexander Biengowski in Kenntniß setzen. Ph. Plawinska war eine Dorfschullehrerin in Russisch Polen und eine der thätigsten Propagandistinnen in unseren Bauernkreisen. ... Nach ihrer Verhaftung petitionirten einige Gemeinden um die Freilassung „ihrer Lehrerin“, aber vergebens. ... Im Gefängniß redigirte Ph. Plawinska nebst Plawinski und Anderen die Zeitschrift: „Mos Wiezna“ (Stimme des Gefangenen). A. Biengowski, Ingenieur, gehörte zu den intelligentesten und thätigsten Kräften unserer Bewegung. Ich muß es mir indeß versagen, auf seine Thätigkeit und auf die wichtige Rolle, die er in unserer Bewegung spielte, genauer einzugehen.

Während die russische Gendarmrie die warschauer Gefängnisse mit Sozialisten anfüllt, bleiben die österreichischen Verteidiger der gesellschaftlichen Ordnung auch nicht ruhig. Erst kürzlich fanden in Kraus zahlreiche Hausfuchungen statt, einer der Verdächtigen wurde aus Oesterreich ausgewiesen und ein Maler, Anton Stopa, wegen Verbreitung verbotener Proschüren verhaftet.

In Lemberg sind die L. L. Behörden weniger brutal uns gegenüber. Man ging sogar soweit, eine von der Redaktion der „Praca“ (Arbeit) einberufene große Arbeiterversammlung stattfinden zu lassen, zu welcher sich mehrere hundert Arbeiter einfinden. ... Man diskutirte über die sog. Minimal (Mindest-)Forderungen der galizischen Arbeiterklasse. ...

Verschiedene Telegramme aus der Provinz, aus Kraus und aus Böhmen liefen ein. Neben einigen Reden von geringerer Bedeutung ist eine Rede des J. J. in den bekannten Krausener Prozeß verwickelten Buchdruckers Rantowski über die indirekten Steuern, die unter den Juhdreden große Begeisterung hervorrief und von dem überwachenden Polizeikommissär sechs Mal unterbrochen wurde, besonders hervorzuheben. Was die sozialistische Presse anbetrifft, so sind neuerdings Nr. 3 und 4 der „Praca“ in Lemberg, Nr. 3 und 4 der Genfer „Roznos“ und der von der Redaktion der letzteren herausgegebene Bericht über das in Genf stattgehabte internationale Meeting vom 29. November 1880, in welchem Sammlische damals gehaltene Reden, sowie alle eingelaufene Telegramme und Briefe enthalten sind, erschienen. Einen diesem Bericht entgegengesetzten Standpunkt vertritt die unlängst erschienene Proschüre von Dr. Rimanowski „Patriotismus und Sozialismus“. Rimanowski tabelt den Internationalismus des „Roznos“ und will seinem Sozialismus einen starken nationalen Anstrich geben.

Briefkasten

der Redaktion: An unsere Leser! Raumangel zwang uns wiederum, mehrere Einsendungen, sowie den Bericht über Freigabe und Vorentscheid für nächste Nr. zurückzuschieben. — Stadtrichter Gottlieb Köhn in Stuttgart: Auch Ihre Zuschrift kann erst in nächster Nr. zum Abdruck kommen; den „Sozialdemokraten“ werden wir Ihnen gegen Einsendung des Abonnementsbetrages regelmäßig und sicher schicken (Sie wissen doch, was das heißt?) zugehen lassen.

der Expedition: Gebirgsbauer: St. v. 5. erh. Größere Ddg. am 5. J. an bel. Adr. abgeg., auch alles Sonstige, sowie Erjay neuerdings. — Köhler, Courmayeur: Fr. 5. — Ab. 1. u. 2. Da. erh. — Feller: Jo. Am. aus V. Wegen der 17 h. Pl. direkt anfragen, oder in L. Da 23 gingen in 2 Portionen, 14 für Dich, 9 f. J. bezeichnet wie bisher. Später wie gewünscht. Alle Eure Nachr. erh. Stets willkommen! — K. Voss, Chicago: Ddg. am 14. 3. fort. Weiteres notirt. — Sorgf. Hoboken: Wird behutsam besorgt. Grak! — — — Paris: War nicht bedert. Am 10. abgeg. — A. R. Jassy: Fr. 250 Ab. 2. Da. erh. Verr. Adr. lautet: „Komm. Arch. Bild.-Ber. 6 Rofe Str. Soho Square W.“ — Tawos: Vlag Arch. Ber.: Fr. 250 dankend erh. u. d. Wds. zugewiesen. — O. Z.: Ds. Ml. 3. 80 Ab. 1. Da. u. Schft. erh. Adr. berichtigt Grak! — Part. Gen. Paris: Fr. 10.10 U. u. Hgds. zugewiesen. Pant! — R. Br.: Ml. 10. — Schft. u. Hgds. erh. Ddg. fort mit Beilage. — Karl Rothschid: St. v. 7. am 13. erh. Ueberbringer nicht kennen gelernt. Sofort an neue Adr. 1 beantw. Alles vorgemerkt Ml. 76. — pr. 4. Da. mit K. verrechnet. Grak! Allen! — Himmell. — St. v. 12. u. 14. erh. Dank für Alles u. briefl. am 16. mehr. Abermal wegen 1 angebohrt. Jrb. folgt sobald reisefertig. Krdd. stets fort. Di. verk. Rag! Entwurfe anderswo besellen. Du mußt anschließen! — Kl. Lond.: Wird besorgt. R. W. kommt. Fr. trifft jetzt pünktlich ein. Dank. Rothschid: St. v. 13. 3. erh. u. beantw. Allerdings, zumal wir die Wds. Anderer sorgfältig abschachten müssen, das frist Zeit, vom Anders zu Schwigen. Hab's auch mit verghudet Deuberger! — Bergstraße: Wegen Aboma. eines verbotenen Blattes kann Niemand proffirt werden. sagen Sie das Ihrem Freund. Ein Anderes in's mit der Verbreitung die Sie natürlich Niemanden auf die Nase binden. Abgeg. wurde Alles. — W. Adrg.: St. v. 30. 1. endlich erhalten. Dada. „Sege.“ ja u. Köchen!

Durch die Expedition des „Sozialdemokraten“ und die Volksbuchhandlung in Göttingen-Zürich ist zu beziehen:

Die soziale Baukunst

oder
Gründe und Mittel für den Aufbau und Wiederaufbau der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Von
J. Alois Petzler.

Dieses für das Studium und die Lösung der sozialen Frage wichtige Werk wird im Verlage der Volksbuchhandlung in Göttingen-Zürich, sowohl in Einzellieferungen als auch gebunden in zwei Bänden erscheinen.
Preis: 50 Stk. das Heft.

Der erste Band (mit dem Bildniß des Verfassers) ist erschienen.
Preis des ersten Bandes, 13 Hefte, brochirt Fr. 4. —
— — — — in Halbheft gebunden — 5. —
— — — — in Ganzheft gebunden — 5. 50

Der Reinertrag ist für die Opfer des Sozialisten-gesetzes bestimmt.

Verlag des „Sozialdemokraten“
A. Herter, Jahnstraße.